

■ Verhelfen Sie der Natur zu ihrem Recht!

IDUR

Informationsdienst Umweltrecht e.V.

Niddastr. 74 60329 Frankfurt am Main
Telefon: 069/252477, Fax: 069/252748
info@idur.de, www.idur.de

Frankfurter Sparkasse
Konto: 78493 BLZ: 500 502 01

Publikationen

Der Informationsdienst Umweltrecht e.V. gibt folgende Publikationen regelmäßig heraus:

In dem zweimonatlich erscheinenden Recht der Natur-Schnellbrief werden aktuelle Rechtsprechung, Gesetzgebung und Literatur für Nichtjuristinnen verständlich ausgearbeitet, um so Argumentationshilfen für die alltägliche Umweltschutzarbeit anzubieten. Unsere Mitglieder und Förderer erhalten den Schnellbrief regelmäßig.

Die IDUR-Schriftenreihe Recht der Natur informiert juristische Laien über praxisrelevante Schwerpunktthemen des Umweltrechts. Die Liste der aktuellen Veröffentlichungen können Sie in der Geschäftsstelle des IDUR anfordern oder auf unserer Internetseite www.idur.de abrufen.

Seminare

Der IDUR führt regelmäßig Weiterbildungsseminare zum Natur- und Umweltschutzrecht für Entscheidungsträger und Mitarbeiter/innen von Behörden, Gemeinden, Umwelt- und Naturschutzverbänden, Naturschutzbeiräten und Bürgerinitiativen durch.

Nach Absprache werden unterschiedliche Formen der Seminargestaltung angeboten. Die Seminarteilnehmer/innen arbeiten an aktuellen Fällen aus der Praxis und werden über die neueste Rechtsprechung informiert. Auf Wunsch können Mitglieder des IDUR auch als Referenten auf Veranstaltungen anderer Träger auftreten.

Beratung

Seinen Mitgliedsverbänden bietet der IDUR Beratung in allen Fragen und Bereichen des Umweltrechts an:

Der Kostenaufwand für alle Anfragen, deren telefonische oder schriftliche Beantwortung kurzfristig erfolgen kann und nicht mit einer umfangreichen Recherche verbunden sind, ist durch den Jahresbeitrag abgegolten.

Umfangreichere und schwierigere Fragen werden durch ausführliche Rechtsgutachten schriftlich beantwortet, für die eine Vergütung abhängig vom Arbeitszeitaufwand zu entrichten ist.

Die Geschäftsstelle ist dienstags bis donnerstags von 9 bis 13 Uhr besetzt.

Werden Sie Förderer

Der Informationsdienst Umweltrecht e.V., (IDUR), ist ein gemeinnütziger Verein, dessen Ziel es ist, Natur- und Umweltschützer/innen bei ihrem Einsatz für den Erhalt unserer natürlichen Lebensgrundlagen zu unterstützen.

Das Natur- und Umweltschutz-Recht ist leider nur schwer zu durchdringen. Damit Umweltvereinigungen und Naturschutzverbände ihre gesetzlichen Mitwirkungsrechte besser wahrnehmen können, haben sich Anwälte/Anwältinnen und andere auf das Umweltrecht spezialisierte Jurist/innen im IDUR zusammengeschlossen. Sie wollen den Praktiker/innen im Natur- und Umweltschutz übersetzen und erläutern.

Der IDUR ist weitgehend auf Mitgliedsbeiträge und Spenden angewiesen.

Förderer, die regelmäßig monatlich mindestens 5,- € (Privatpersonen, Bürgerinitiativen, gemeinnützige Organisationen) bzw. 15,- € (Firmen, Anwaltssozietäten, Behörden u.ä.) spenden, erhalten wie die Mitglieder des IDUR (Verbände und gemeinnützige Vereinigungen, die laut ihrer Satzung überwiegend Zwecke des Natur- und Umweltschutzes verfolgen) den Recht der Natur-Schnellbrief kostenlos sechsmal im Jahr.

Wenn Sie weitere Informationen möchten, rufen Sie uns bitte an, schreiben Sie uns oder schicken Sie uns eine E-Mail. ■

Konkurrenten, Jagdbeute oder Mitgeschöpfe

Ökologisch jagen auch auf den Fuchs?

Frank Christian Heute

Kaum eine Wildart in Deutschland wird mit solch unterschiedlicher Intensität bejagt wie der Fuchs. Während viele Jäger den Fuchs als "Geißel des Niederwildes" gebrauchmarkt haben und ihn mit allen möglichen Mitteln "bekämpfen" (so dass man mancherorts den Eindruck gewinnt, man stehe einem Ausrottungsfeldzug gegenüber), finden andere Jäger, dass der Fuchs nur im Winter und zur Nutzung des reifen Balges bejagt werden sollte (ÖJV- Position). Zwischen beiden Positionen sind die Übergänge innerhalb der Jägerschaft fließend. Eine Debatte darüber, ob nun die "Bekämpfungsmethode" oder die "Extensiv-Nutzungs-Methode" aus jagdlicher und wildökologischer Sicht sinnvoll ist, wird kaum (noch) geführt. Stattdessen ist die Fuchsjagd zur "Glaubensfrage" geworden. Im Folgenden soll ein Blick in Reviere bzw. Regionen geworfen werden,

in denen Füchse sehr unterschiedlich bejagt werden.

Totalschonung

Eine ganzjährige Schonzeit genießen Füchse nur auf einem sehr kleinen Teil der bejagbaren Fläche Deutschlands. Aufgrund spezieller Regelungen in Naturschutzgebiets-Verordnungen oder Jagdmanagementplänen, z.B. „VO Nationalpark-Jagd“ in Mecklenburg-Vorpommern, dürfen Füchse in einigen Nationalparks und Kernzonen der Biosphärenreservate nicht bejagt werden. In der Regel ist hier absolute Jagdruhe verordnet, meist mit Ausnahme der Bejagung des Schalenwildes. Darüber hinaus gibt es Reviere, v.a. in Waldregionen ohne Niederwildjagd, in denen der Fuchs aus Desinteresse nicht bejagt wird. Die Fläche, auf der dauerhaft keine

Füchse geschossen werden, dürfte aber kaum über 5 % der bejagbaren Fläche Deutschlands hinaus gehen.

Unter Jägern jeglicher Couleur gibt es auch kaum Befürworter für eine flächendeckende, ganzjährige Schonzeit des Rotfuchses. Über die Auswirkungen des Jagdverzichts auf Füchse aber streiten sich die Geister. Besonders Jäger aus zu „Schonungsrevieren“ benachbarten Jagdbezirken beklagen sich, oft lautstark, über die andauernde Immigration „neuer“ Füchse in ihre Reviere. Dass Jungfüchse aus unbejagten Populationen abwandern in Gebiete mit „leer geschossenen“ Fuchsterritorien, ist unbestritten. Doch die Hauptargumente derer, die sich über mangelnde Bejagung in Waldgebieten beklagen, sind erstens: durch die ständige Zuwanderung schaffe man es nicht, die



Winterfuchse mit Schrot zu erlegen erfordert großes jagdliches Geschick – der Balg ist nützliche „Trophäe“ (Fotos © F. C. Heute)

Fuchsdichte „auf tragbarem Niveau“ zu halten (s.u.). Und zweitens: eine Selbstregulation der Füchse sei ein Irrglaube der Ökologie. Zu diesem Argument sollen an dieser Stelle einige Überlegungen angestellt werden:

Natürlich (und ich gebrauche dieses Adjektiv hier im wörtlichen Sinn) gibt es eine Selbstregulation in Fuchspopulationen. Der Haken bei der Diskussion ist nur der, dass die Selbstregulation von Tierarten in aller Regel an einem subjektiv anthropogen empfundenen „ökologischen Gleichgewicht“ gemessen wird. Doch das ökologische Gleichgewicht ist kein starrer Ist-Zustand, der den idealisierten Vorstellungen von Jägern entspricht. Die Ökologie ist scheinbar nur dann „im Gleichgewicht“, wenn es viele „gute“ Tiere gibt, wie Hasen oder Rebhühner, und wenig „schlechte“, wie Füchse und Krähen. Der Zustand der unbelebten und lebendigen Faktoren in unseren Revieren ist immer ein Fließgleichgewicht. Wenn Jäger das Argument „Gleichgewicht“ ins Feld führen, sollten sie tunlichst auf den Zusatz „ökologisch“ verzichten. Beispiel Fuchs: der Fuchs nimmt eine Zwischenstellung zwischen den K- und den R-Strategen unter den Tierarten ein. K-Strategen oder Kapazitätsstrategen, nutzen die Kapazität ihres Lebensraumes weitgehend aus. Es sind Arten mit hoher Lebenserwartung, geringer Reproduktion und großen Arealen. Wolf, Bär, Wisent, Adler und Luchs sind klassische K-Strategen. Sie sind jagdlich besonders leicht zu dezimieren oder auch auszurotten, wie Jäger in der Vergangenheit eindrucksvoll bewiesen haben, da es große Tiere sind, die in geringer Dichte siedeln. R-Strategen sind vom Überlebensprinzip her

das Gegenteil dieser Arten, wir kommen später darauf zurück (s.u.). Besonders problematisch ist oft die Bejagung von Arten, die weder K- noch R-Strategen sind und eine Mittelstellung zwischen den beiden Strategien einnehmen. Hierzu zählen neben dem Fuchs auch Reh und Wildschwein. Doch was hat das mit der Selbstregulation zu tun? Nun, die K-Strategie des Fuchses zeigt sich in Regionen mit geringer Fuchsdichte. Große, zusammenhängende Waldgebiete wie in den Mittelgebirgen oder grundwasser-nahe Flachlandregionen wie in Nord-

westdeutschland werden signifikant weniger dicht besiedelt als günstiger Lebensräume wie urbanere Wald-Feld-Landschaften oder Städte. Andererseits reagiert er dort, wo die Bedingungen für den Nahrungsopportunisten Fuchs besonders günstig sind, was Deutschlandweit seit etwa drei Jahrzehnten großflächig der Fall ist, als R-Strategie. Günstige Aufzuchtbedingungen, allen voran die hervorragende Nahrungsgrundlage, führen zu geringer Jugendsterblichkeit, kleineren Territorien und damit höherer Dichte. Die Füchse regulieren sich nach oben, obwohl doch Regulation in Jägerkreisen immer als Regulation nach unten verstanden wird. Kein Wunder, denn die jagdliche Sprache gebraucht „Regulation“ ausschließlich als Synonym von „Reduktion durch Jägerhand“ und hat nichts mit dem populationsdynamischen Begriff der Selbstregulation zu tun. Doch auch in Gebieten mit hoher Fuchsdichte gehen Füchse ein, Krankheiten wie Sarcptes-Räude oder Staupe lassen nicht jeden Fuchs alt werden. Auch das ist Selbstregulation. Gäbe es sie nicht, die Füchse würden sich in unseren Revieren, oder zumindest in denen mit geringerem Jagddruck, stapeln. Die Regulation findet in günstigen Regionen eben auf hohem Niveau statt, sprich bei hohen Dichten. Denn eines hat die Entwicklung der letzten 30 Jahre gezeigt: der extrem anpassungsfähige Nahrungsgeneralist Fuchs versucht stets, das „Maximale heraus zu holen“, solange Nahrungsgrundlagen gesichert sind und Jagd, Jugendhunger und Krankheiten gleichzeitig Tribut zollen.

„Der seit etwa acht Jahren leicht rückläufige Trend der Fuchsstrecke in NRW wird nicht als Folge einer verstärkten Bejagung, sondern eher als mögliche Folge unerkannt zirkulierender Erkrankungen wie Räude und Staupe gewertet“ (aus: Fallwildbericht der Forschungsstelle für Jagdkunde und Wildschadenverhütung Bonn, für das Jagdjahr 2010/11). Hier ein im Revier des Verfassers erlegter, hochgradig an Räude erkrankter Rüde.



Mittlerweile kommen Füchse in früher kaum für möglich gehaltenen Dichten vor. Ob in Gebieten mit zunehmenden Marderhundvorkommen (Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg) die interspezifische Konkurrenz zu geringeren Fuchsdichten führt, ist bislang noch nicht abzusehen.

Die Fuchs-Bekämpfung

Jahrzehntelang wurde von Jagdverbänden propagiert, Raubwild (auch: „Raubzeug“) müsse „bekämpft“ werden, um eben dieses „ökologische Gleichgewicht“ anthropogen aufrechtzuerhalten. In erster Linie wurde der Schutz „gefährdeter Wiesenbrüter“ als Argument für die straffe Bejagung ins Feld geführt. Leider konnte/kann kaum ein Jäger drei gefährdete Wiesenbrüterarten benennen oder auch nur in den Infobroschüren des DJV wieder erkennen (zur Jägerprüfung hat man sie ja mal auswendig gelernt...). Und leider wurde/wird fast nie der wahre Grund für den Ruf nach intensiver Fuchs- bzw. Raubwildbejagung benannt: dass man nämlich im Herbst höhere Niederwildstrecken erzielen will. Es wäre so einfach (gewesen), ehrlich zu sagen: „Wir schießen so viele Füchse (Krähen, Katzen, Habichte etc.) wie möglich, damit sie nicht so viel von „unserem“ Niederwildnachwuchs auffressen und wir im Herbst mehr auf der Strecke liegen haben.“ Leider, und das meine ich ganz ehrlich, wurde genau dies nicht ehrlich gesagt bzw. zugegeben und auch heute wird noch viel zu selten so offen argumentiert. Dabei wäre dieses Argument nachvollziehbar: wir wollen viel ernten! Also wollen wir so wenig Fressfeinde/Konkurrenten wie möglich! Man könnte sogar auf die Förster verweisen: ihr wollt doch auch möglichst viele junge Bäume in der Verjüngung und schießt möglichst viele derer Feinde, also Rehe. Also lasst uns doch auch so machen. Stattdessen aber hat man sich auf „Nebenkriegschauplätze“ begeben, von denen die meisten Niederwildjäger kaum fundierte Ahnung haben (können): Schutz der Bodenbrüter, Verhinderung von Seuchenzügen wie Tollwut oder der Verbreitung des Fuchsbandwurmes.

Tatsächlich gleicht die jagdliche Behandlung des Fuchses in Niederwildregionen wie dem Niederrhein oder dem Münsterland eher einer Bekämpfung, wie man sie sonst höchstens der Aaskrähne angeeignet lässt. In den meisten Revieren dieser Regionen ist die Dichte natürlicherweise geringer als in anderen, wie z.B. dem angrenzenden Ruhrgebiet oder dem Bergischen Land. Grundwasser-nahe Gley- und Pseudogleyböden sowie Sandböden bedingen, dass in den



Bei der VGP der Jagdhunde werden auch Fuchsschleppen bzw. „Fuchs über Hindernis“ geprüft. Zum Üben werden erst Jungfüchse, später dann größere Füchse verwendet. Doch wie viele Füchse bringt der gute Hund im Laufe seines Jagdlebens dem Führer wohl, die dann auch genutzt werden? Viele vom Hund nach toller Arbeit gebrachten Füchse werden vom Erleger stolz auf die Strecke gelegt, um sie nachher in die Dichtung zu werfen...

Feldrevieren hier deutlich weniger Naturbauten zu finden sind als anderswo. Die meist wenigen Füchse, die vorkommen, werden oft rasch bemerkt (beim Scheinwerferzählen der Hasen, durch Meldungen der Jagdgenossen und übereifriger Jagdhelfer) und umgehend erfolgt der Versuch, sie zu töten. Dazu werden Kunstbauten angelegt, wobei es interessant wäre, zu ergründen, ob künstlich geschaffene Betonbaue wirklich der Reduktion dienen oder den Füchsen in manch einem Revier nicht zu zusätzlichen Würfen in nassen Böden verhelfen. Jedenfalls werden in vielen Revieren die Kunstbauten regelmäßig mit Bauhunden bejagt, gerne auch im März, April oder Mai, wenn man dem Geheck die Fähe weg schießen kann. Interessant auch zu beobachten, welchen Stellenwert die Erbeutung eines Fuchses im Niederwildrevier genießt. Der Erleger des Fuchses wird selbstverständlich „Jagdkönig“, ganz gleich, ob ein anderer Schütze fünf pfeilschnelle Fasanenhähne mit Rückenwind vom Himmel geholt hat. Und das Bestaunen und Begutachten eines Fuchses auf einer Hasen- oder Fasanenjagd erinnert mitunter an das Interesse an einem 100 kg-Keiler auf einer Walddrückjagd.

Oft wird von kritischer Seite betont, dass man die Fuchsdichte ohnehin nicht reduzieren könne. Auf großer Fläche ist dies auch eindeutig der Fall, legt man zumindest annähernd ähnliche Jagdmethoden und -motivation der Fuchsjagd flächendeckend über Jahrzehnte zugrunde. Das zeigen die landes- und bundesweiten Fuchsstrecken. Lokal

kann das anders sein. Werden Füchse derart intensiv bejagt wie in weiten Teilen der Niederwildregionen Nordrhein-Westfalens, so wird zwar der Stammbesatz kaum (oder nur temporär oder nur lokal) reduziert, jedoch „vermehrt“ sich der Fuchs auf Hegering- oder sogar Kreisebene nicht so stark, wie er es könnte und wollte. Die Bejagung dürfte hier in der Regel kompensatorisch sein, d.h. meistens wird in etwa der Nachwuchs weg geschossen. Dass es dem Niederwild in den meisten Revieren dennoch nicht auf die Beine hilft, lässt die Jäger der einst guten Hasen- und Fasanenreviere zunehmend verzweifeln. Zwar gibt es nach wie vor hervorragende Niederwildreviere mit gleich hohen Fuchsdichten wie im Nachbarrevier. Doch hier sind die Biotopstrukturen für Hase, Fasan und Rebhuhn einfach besser. Ein höheres Angebot deckungsreicher Brut- und Aufzuchtstätten sichert in diesen „Spitzenrevieren“ dem Niederwild das Überleben vor Mähbalken und Fuchs. Sicher, Professor Paul Müller hatte recht, als er schrieb: „Prädation kann zur lokalen Extinktion einer Beutepopulation führen“. Das kann niemand bestreiten. Und Beispiele hierfür gibt es auch: als 1972 das Birkhuhn in NRW ausstarb, weil sein Lebensraum Moor auf 1 % der nacheiszeitlich vorhandenen Fläche zusammengeschrumpft war. Gut möglich, dass es ein Fuchs war, der sich den letzten Birkhuhn in einem der letzten größeren Moore, dem Großen Torfmoor bei xxx, wahrscheinlich irgendwann im Jahre 1972, einverleibt hat. Hat dann die Prädation zum Aussterben des Birkwilds geführt?

Die Extensiv-Nutzung

Die Motivation für die extensive Fuchs- jagd ist unterschiedlich. Einige Jäger sind gar nicht an Füchsen interessiert (s.o.), in vielen Rotwildrevieren wird nicht auf Füchse geschossen, um die Hirsche nicht zu erschrecken und es gibt auch Jäger, die nicht schießen, weil sie die „stinkigen“ Füchse nicht anpacken mögen. Neben dieser Gruppe gibt es die „bewussten“ Extensivjäger, die den ÖKOJAGD-LeserInnen bekannt sein dürften: die Fuchsbejagung macht ökologisch keinen Sinn, also ist dem moralisch-ethisch bewusst Jagendem nur der Fuchsabschuss mit anschließender Verwertung des Balges vertretbar. Man verweist gerne darauf, dass die "Prädationstheorie" (auch: „Prädationsfalle“) falsch ist. Es liegen keine wissenschaftlichen Erkenntnisse über die direkten Auswirkungen des Nahrungsopportunisten Fuchs auf die Besätze von Hasen oder Fasanen vor. Ausschlussversuche werden nicht anerkannt, da sie den heute gängigen ökologisch-wissenschaftlichen Standards nicht genügen.

In den meisten Revieren Deutschlands, wahrscheinlich auf über 70 % der Fläche, werden Füchse nur extensiv bejagt. Die Entnahme durch die Jagd ist nur einer von zahlreichen Mortalitätsfaktoren, die Jagd liegt im kompensatorischen Bereich, die Füchse wären ohnehin noch im selben Jahr gestorben bzw. ohne Jagd gäbe es auch nicht mehr Füchse. Zwar wird die Bejagung auch in den meisten dieser Reviere mit herkömmlichen Argumenten begründet. Aber da in den Regionen mit nicht flä-

chendeckend intensiver Fuchsbejagung (also fast überall) sowieso nur ein kleiner Teil des Nachwuchses entnommen wird, entgegnet man hier kaum populationsdynamischen Entwicklungen wie Seuchenzügen. Also sollte man dort, wo keine Streckenmaximierung von Hasen und Fasanen anvisiert ist, auf Argumente wie „Regulation“ und „ökologisches Gleichgewicht“ erst recht verzichten. Trotzdem kann man Füchse ohne schlechtes Gewissen schießen. In ÖJV-geprägten Revieren ist es üblich, nur den Winterfuchs balgschonend (Schrot oder bleifrei) zu schießen, um die „Rauchware“ zu nutzen. Die Idee, bzw. die Einstellung, Füchse nur zu schießen, wenn man den Pelz verarbeitet, ist prinzipiell gut, da sie nach dem Schuss ein reines Gewissen hinterlässt. Und man kann Füchse ja auch essen, in eine Wanne Rotwein eine Woche lang eingelegt, soll er essbar sein, wie unsere französischen Nachbarn aus der Provence meinen...

Aus dem eigenen Revier

In „meinem“ oberbergischen Revier im südlichen NRW gibt es Füchse in einer Dichte wie sonst wohl nur in wenigen anderen Regionen. In einem zentralen, arrondierten Waldstück von knapp 100 Hektar gibt es etwa sieben Naturbauten, in fast allen wird beinahe jedes Jahr ein Geheck groß. Inklusive Altfüchse schätze ich den Sommerbestand auf mindestens 30 - 35 Stück auf diesen 100 ha Wald und ca. 200 ha mit angrenzendem Feld. Dabei waren Füchse noch in meiner Kindheit bis Mitte der 1980-er rar, der Anblick eines Fuchses selten, ein Fuchs

auf der Strecke eine kleine Sensation. Seit Anfang der 1990-er Jahre, nach aus veterinärmedizinischer Sicht erfolgreicher Immunisierung der Füchse gegen die Tollwut, stieg die Dichte an und die Füchse erweiterten ihren Lebensraum um die Flächen in den Dörfern. Heute sind die Füchse allgegenwärtig: sie werden tagsüber auf Spielplätzen im Dorf angetroffen, verraten sich durch ihr nächtliches Gebell in den Straßen oder „betteln“ als Zaungäste bei Grillpartys (Quelle: Anwohner). Einem Autofahrer, der einen Hasen überfuhr und diesen aus dem Graben ziehen wollte, kam ein Fuchs zuvor, Haustierkadaver werden aus ihren Gartengräbern gebuddelt. Besonders genervt sind die vielen Hühner- und Entenhalter, die regelmäßig über Verluste unter dem Geflügel berichten. Vor einigen Wochen machte ein befreundeter Nachbar eine interessante Beobachtung von seinem Balkon aus: ein Fuchs war mit einem großen Satz mitten in seinen Fischteich gesprungen, um seinen Enten an den Kragen zu gehen. Diese hätten sich aber als die besseren Schwimmer erwiesen und der Fuchs sei quatschnass abgedackelt. Zur Aufzuchtzeit im Frühling kommen Fähen tagsüber in die Gärten, um auf Komposthaufen nach Fressbarem zu suchen oder ihr Glück auf ein Hähnchen oder Entenküken zu versuchen. Wiederholt ist es auch schon vorgekommen, dass die Fähen ihre Welpen direkt im Dorf zur Welt bringen, unter Holzstapeln im Garten oder zwischen altem landwirtschaftlichem Gerät hinter der Scheune.

Das Auftauchen in den Wohngebieten löst bei Anwohnern nicht selten Ängste aus. Die in dieser Region in den 1980-er Jahren besonders heftig wütende Tollwut und die neue, schwer zu greifende Gefahr Fuchsbandwurm haben Spuren in der Bevölkerung, auch bei den Jagdgenossen, hinterlassen. Und grundsätzlich versuche ich, die Sorgen der Nachbarn ernst zu nehmen und den Ansprüchen der Jagdgenossen gerecht zu werden. Die Beschwerden bzw. Meldungen über Wildschäden sind: Verbiss im Wald (sehr selten) und Schwarzwildschäden in Grünland, Weizen und Mais (unregelmäßig). Die mit Abstand häufigste Klage der Jagdgenossen und anderer Dorfbewohner allerdings betrifft Füchse, die tot, krank oder lebend in Ställen, Höfen, Gärten etc. angetroffen werden. Nun verstehe ich mich nicht als Kammerjäger. Auf der anderen Seite „helfe“ ich mit der Flinte, wenn ein unerwünschter Fuchs allzu aufdringlich geworden ist und der Nachbar, manchmal der Verzweiflung nahe, um Hilfe bittet. Und in diesen Fällen möchte ich den Nachbarn nicht mit dem Hinweis auf die Nicht-Verwertbarkeit abweisen. Die mei-

Das Abstreifen ist mühsam, die Gerbung und die Verarbeitung des Kürschners kostspielig. Wenn man erstmal 15 oder 20 Füchse geschossen und verarbeitet hat für Weste, Pelzmütze und Decke, was dann?



sten Beschwerden kommen nämlich im Sommer. Reduzieren kann ich die Fuchse nicht, denn es ist eine walddreiche Region und alle Jagdnachbarn schießen nur wenige Füchse. In Jahren, in denen meine Jagdfreunde und ich viele Füchse geschossen haben, bemerkt man trotzdem kaum Auswirkungen, die Füchse „werden nicht weniger.“ Sie wandern umgehend aus Nachbarrevieren nach. Vor ein paar Jahren konnte ich während meines letzten Nachtansitzes bei Vollmond Anfang Februar fünf Füchse gleichzeitig (alle in Dorfnähe) beobachten, obwohl wir in den drei Monaten zuvor 20 Winterfüchse gestreckt hatten!

Ein so wunderschönes Tier wie den Rotfuchs im Winterpelz einfach zu erschießen, um ihn dann wegzuworfen, erscheint sinnlos. Ich selber schieße, mit o.g. „Erste Hilfe-Ausnahmen“, seit etwa 15 Jahren nur noch Füchse im Winter mit Schrot, um den Balg nutzen zu kön-

nen. Ich habe eine Fuchsweste, die das wärmste Kleidungsstück ist, das ich habe und bei besonders kalten Winteransitzen trage. Außerdem hängen etwa 60 gererbte Fuchspelze in unserer Jagdhütte, von denen ich nicht weiß, was ich damit tun soll, da mir das Kürschnern zu einer Decke für 2.000 Euro zu kostspielig ist. Seit zwei, drei Jahren frage ich mich vor dem Nachtansitz im Winter: was soll ich mit dem geschossenen Fuchs anstellen? Für 35 € gerben lassen und zu den anderen Fellen über das Geländer im Treppenhaus hängen? Oder die Passion unterdrücken und aus moralischen Gründen den Finger gerade lassen? Bei Vollmond und Schnee den Fuchs laufen lassen, der 25 Meter vor dem Hochsitz sichert? Etwa ganz auf diese spannende und tolle Jagdart verzichten, weil ich Pelze genug habe? Für den Moment bleibt natürlich der Nachtansitz auf Schwarzwild als sinnvolle Alternative. Und die vage Hoffnung, dass „Rauch-

waren“ irgendwann vielleicht doch noch einmal ihre angestammte Wertschätzung zurück erlangen. Denn dann könnte man Fuchspelze endlich wieder an den Mann oder besser: an die Frau bringen.

Der Fuchs ist nicht die „Geißel des Niederwildes“, diesen Titel hätte dann doch eher die Landwirtschaft verdient. Trotzdem macht es Sinn, Füchse in Niederwildrevieren zu reduzieren, wenn man höhere Strecken erzielen möchte. Niederwildjäger, die Füchse intensiv bejagen und nicht verwerten, sollten von Jägern mit „reinem Gewissen“ daher auch nicht an den Pranger gestellt werden, sofern diese sachlich argumentieren. Es ist ein ehrlicher jagdlicher Umgang mit dem Fuchs angezeit.

Frank Christian Heute ist Landschafts- und Wildökologe in Münster, frank.heute@oeko-log.com

Wanderwege der Wölfe

Bundesamt für Naturschutz verfolgte die Spuren einer wieder heimischen Tierart

Bonn, 27.10.2011: Das Bundesamt für Naturschutz (BfN) präsentierte heute die Ergebnisse eines vor kurzem abgeschlossenen Forschungsvorhabens zum Ausbreitungsverhalten der Wölfe in Deutschland. Die Untersuchung liefert neue Erkenntnisse über die z.T. beachtlichen Wanderleistungen und die individuellen Unterschiede dieser zurückgekehrten heimischen Tierart.

In der sächsischen Lausitz wurden sechs Wölfe mit GPS-Sendern ausgestattet, um herauszufinden, wie und wann Jungwölfe ihr elterliches Rudel verlassen, um sich einen Paarungspartner zu suchen und ein eigenes Territorium zu besetzen. Die Funkdaten wurden zwischen 2009 und 2011 gesammelt und ausgewertet.

„Das ist die erste Studie in Mitteleuropa, bei der die Wanderbewegungen mittels Satellit verfolgt und der Aufenthalt von Wölfen in ihrem Territorium untersucht wurden“ sagte BfN-Präsidentin Prof. Dr. Beate Jessel bei der Vorstellung der Ergebnisse heute in Bonn. Die Resultate

haben auch viele Fachleute verblüfft. Wölfe können mehr als 70 km pro Tag zurücklegen. „Dabei überwinden sie nicht nur Flüsse und Autobahnen sondern sie fühlen sich auch in einer Vielzahl von Lebensräumen wohl, sofern man sie in Ruhe lässt“, so Frau Professor Jessel.

Die Studie zeigt individuelle Unterschiede im Wanderverhalten der Tiere. Während ein junger Rüde nach 12 Monaten das Rudel verließ und in etwa zwei Monaten 1.550 km weit nach Weißrussland wanderte, blieb ein Weibchen auch noch nach mehr als zwei Jahren bei seiner Familie. Auch beim Raumbedarf zeigten sich die untersuchten Wölfe sehr individuell: Zwischen 49 und 375 km² Fläche wurden von ihnen genutzt, was einer durchschnittlichen Territoriumsgröße von 172 km² entspricht. Innerhalb ihrer Territorien waren die Wölfe sehr anpassungsfähig und hielten sich nicht nur in Waldgebieten sondern auch in offenem Gelände wie Heideflächen auf. Selbst längere, wengleich

seltener Aufenthalte entlang von Verkehrswegen konnten nachgewiesen werden. Ein neben den Jungwölfen ebenfalls mit Sender ausgestattetes erwachsenes Weibchen legte keine 500 Meter von einer vielbefahrenen Straße sogar mehrere Höhlen zur Aufzucht ihrer Jungen an. „Wölfe brauchen also keine Wildnis, sondern sie können sich auch in unserer Kulturlandschaft sehr rasch ausbreiten und an die unterschiedlichsten Lebensräume anpassen“, so die BfN-Präsidentin. „Man sollte sich deshalb überall in Deutschland auf das Erscheinen des Wolfes einstellen und auf der Grundlage von Managementplänen ein möglichst konfliktfreies Miteinander von Menschen und Wölfen sicherstellen.“

Erst vor 11 Jahren wurde wieder ein Wolfrudel in Deutschland entdeckt, nachdem die Art Mitte des 19. Jahrhunderts faktisch ausgerottet worden war und dann aus Polen erneut einwanderte. Heute leben wieder 12 Rudel sowie mehrere Paare und Einzeltiere in unserem Land.

Quo Vadis Rabenvogeljagd

Massive Bekämpfung einer Tierart in bisher nicht gekannter Perfektionierung

Johann Beuke

Rabenvögel waren schon immer ein Reizthema zwischen Naturschützern und konservativen Jägern. In Fallen gefangen, anschließend mit der Hand, den Schuhen oder dem Rundholz getötet. Von unten mit Schrot in das Nest mit der brütenden Krähe

samt Eiern oder Jungvögeln geschossen. Mit vergifteten Eiern getötet oder früh morgens von ihren Schlafplätzen aus den Bäumen geschossen. Die Arten der Bejagung von Krähen durch konservative Jäger waren schon immer sehr vielfältig. Die Rabenvö-

gel wurden schon immer von den Jägern verteufelt und als angebliche Verursacher massiver Schäden in der Landwirtschaft und als Verursacher für den Rückgang der Singvogel- und der Niederwildbestände ausgemacht. Bis zu ihrer Unterschutzstellung im Jah-